

Rainer Hagen

Körperwärme ist kein gutes Thema

Körperwärme ist kein gutes Thema, zumindest nicht, wenn man Biologie wie Chemie beiseite lässt und sich nur an die eigene Erfahrung hält. Da bleibt wenig übrig. Tagaus, tagein fließt sie mit dem Blut durch die Adern, ohne dass wir es spüren. Schneiden wir uns in den Finger, sehen wir Rot, aber merken wir Wärme? Nur bei Fieber nehmen wir sie zur Kenntnis, bei Fieber und bei Verstorbenen. Wenn die Hand auf der Bettdecke die zärtliche Berührung nicht erwidert, sich ganz kalt anfühlt, dann wird jedem klar, dass zum Leben Wärme gehört (bei unserer Gattung von Lebewesen), dass Körperwärme nicht nur ein angenehmes Gefühl verbreitet, sondern dass wir ohne sie nicht existieren können.

Dennoch haben wir diesbezüglich wenig zu sagen. Wie wenig, das zeigt sich etwa im Vergleich mit Hunger und Durst, die unsere Köpfe und Medien bis zum Überdruß füllen. Neben ihnen scheint Körperwärme – wie Essen und Trinken eine Basisfunktion – nicht existent. Wenigstens nicht auf der Ebene der Wörter. Wer sich als Leser von diesem Mangel überzeugen will, der nehme sich Liebesszenen vor. Aus eigener Erfahrung wird er wissen, dass bei Liebe, Sex, Zärtlichkeit immer Wärme im Spiel ist. In der Literatur nicht. Fast durchgängig wird sie verschwiegen. Sehnsüchtig wartet der junge Proust auf den Gute-Nacht-Kuss der Mutter, dass aber ihre Lippen, die seine Stirn berühren, sich heiß anfühlen, davon kein Wort. Vermutlich gibt es keine Literaturgeschichte der gemiedenen Begriffe, eines der Kapitel könnte beginnen mit der Genesis: Gott der Herr blies Adam „den Odem des Lebens in seine Nase“ und machte damit den „Menschen zu einem lebendigen Wesen.“ Lebensodem ohne Wärme? Adam und Eva, vertrieben aus dem wohl temperierten Paradies, müssen sich bedecken – nur aus Scham?

Natürlich benutzen wir häufig Wärme-Vokabeln im täglichen Umgang, sprechen von Herzenswärme, von hitzigem Gemüt, von einer kühlen Person, von eiskaltem, tödlichem Blick, oder auch von Männern, die warm duschen oder als warme Brüder gelten. Aber das sind Sprach-Spie-

le, sie haben mit dem, was jeder produziert und spürt, wenig zu tun. Wir behaupten: Für die reale Körperwärme und ihre existentielle Bedeutung fehlt uns ein angemessenes Vokabular. Warum?

Vielleicht, weil die erste Erfahrung aus sprachloser Frühzeit stammt. Jeder hat sie gemacht, keiner weiß es. Sie gehört zur Geburt: Aus der mütterlichen Umhüllung heraus gezwungen, nackt in eine unbekannte Welt „geworfen“ (Sartre), erlebt das Neugeborene einen Schock, erleidet ein Geburtstrauma. Doch wird es aufgefangen und geborgen an der warmen, weichen mütterlichen Brust. Schock und Trost der ersten Stunde sind fundamentale Erfahrungen, und wenn auch weit vor der Entwicklung eines Erinnerungsvermögens gemacht, können sie nach Ansicht (nicht nur von Psychoanalytikern) ein Leben lang wirken als heimliche Begleiter.

Schnell wird die Körperwärme der Mutter ergänzt durch Decken, Kissen, Kuscheltiere, später durch Eigenwärme. Der Sinn für diese selbst produzierte Wärme wächst mit der Einsicht, dass Kind und Mutter nicht eins sind. Die Hand an der Wange ersetzt dann den Busen und der unter der Decke zusammengekrümmte Körper die große Mutterwärme. Mag sein, dass einigen Lesern diese These vom Geburtstrauma zu weit hergeholt erscheint, mag sein, aber dann sollten er oder sie sich erinnern ans erste Lebensjahrzehnt, an die einsamen Nächte vorm Einschlafen, an die schwarzen Gestalten hinter der Gardine und an den heißen Wunsch zurück in die Fluchthöhle des elterlichen Betts.

Für viele Menschen (wie viele?) ist die Sehnsucht nach Schutz und Wärme, ist das Bedürfnis nach Hautkontakt ein stiller Begleiter bis hin zum Lebensende. Still, weil nicht in Worte gebracht oder weil gar nicht bewusst geworden. Eines der Anzeichen für diese unregistrierten Bedürfnisse kann man beobachten. Es sind Bewegungen der Finger hin zum Gesicht. Nicht zur Hautpflege oder als Reaktion auf Juckreiz, sondern ungeplante, flüchtige Berührungen in Stress-Situationen. Schutz-Suche. Die handelnden Personen wissen nicht, was sie tun, auch Beobachter nehmen es meist nicht wahr. Anschauungsmaterial liefert das Fernsehen. So sitzt in Talkshows eine Person dabei, die laufend die Frisur korrigiert; der Fußballtrainer greift in kritischen Spiel-Situationen seiner Mannschaft sich an die Nase; der spanische Tennisprofi tastet vor jedem Aufschlag seinen Kopf ab – unbewusste Gesten, entfernt verwandt dem Griff zum Kreuz am Hals katholischer Sportler aus südlichen Ländern.

Der Bildschirm als aktuelles Suchfeld. Ein ganz anderes, ein Jahrhun-